

**10. Benediktbeurer Gespräche der
Allianz Umweltstiftung**
am 4. und 5. Mai 2006

„In der Welt zu Hause - aber wo daheim?“ -
Orientierung im Spannungsfeld zwischen
Globalisierung und Heimatverbundenheit.



Vortrag von
Prof. Dr. Hartmut Vogtmann,
Präsident des Bundesamtes für Naturschutz, Bonn.

Ich bin froh, dass ich am Ende der Veranstaltung sprechen darf, weil ich immer sage: Naturschutz verbindet, Naturschutz ist eigentlich eine friedensstiftende Maßnahme. Ich möchte versuchen, diesen großen Riss zwischen Globalisierung und Regionalisierung oder Lokalisierung zu kitten – und zwar mit Maßnahmen des Naturschutzes. Es wurde gesagt, Natur, Heimat, Landschaft, Sich-wohl-Fühlen, Emotionen, das alles gehöre zusammen; und wenn man in den Brockhaus schaut, dann steht das in etwa auch so drin: Subjektiv von einzelnen Menschen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale Einheit, zu der ein Gefühl besonders enger Verbundenheit besteht. So lassen sich die drei Seiten zum Stichwort „Heimat“ im Brockhaus kurz zusammenfassen. Vieles, was dort steht, ist heute schon gesagt worden.

Ich selbst möchte, bevor ich einige der Probleme aufzeige und Ihnen Lösungsansätze nahe bringe, kurz zurückblicken. Wir haben es gehört: Der Begriff Heimat hat durchaus einen nationalsozialistischen Bodensatz. Man hat nun versucht, diesen herauszufiltrieren und Heimat demokratiefähig zu machen. Wir als Bundesamt sind daran ganz besonders beteiligt.

Wie Sie vielleicht wissen, feiert der staatliche Naturschutz in diesem Jahr sein hundertjähriges Jubiläum – und damit auch das Bundesamt für Naturschutz. Wir wurden 1906 gegründet und waren zunächst das preußische Amt für Natur- und Denkmalpflege. Man hat sich damals noch nicht an den Flächenschutz gewagt, das war politisch zu brisant. Eigentlich haben die Nicht-Regierungs-Organisationen, die es damals schon gab, den Flächenschutz gefordert. Von staatlicher Seite hat man sich aber nur dem Objektschutz zugewandt, das war einfacher. Bäume, Felsen oder irgendein Gewässer, das war leichter zu schützen und brachte nur wenige Konflikte mit den Eigentümern ein. Der Tenor ist immer noch der gleiche, seit hundert Jahren. Schon damals hieß es „Es darf nichts kosten“ und „Störe ja nicht die wirtschaftliche Entwicklung“.

Der erste Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, Hugo Conwentz, durfte das damals im Nebenauftrag machen. Seither haben wir im Naturschutz Fortschritte gemacht, aber im Grundsatz hat sich nicht so viel geändert. Es gab und gibt allerdings Wellenbewegungen, wie der derzeitige Abbau von Naturschutzbehörden in vielen Bundesländern zeigt.

Aber noch einmal zum Begriff Heimat; eines ist dabei ganz wichtig: Wirklich emotionale Bindung an eine Herkunftslandschaft und deren Sprache – nicht nur die der Menschen, sondern auch der Landschaft, der Architektur und der Natur – beschreibt genau das, was wir unter Heimat verstehen. Schauen Sie sich einmal die Werbung an. Sie arbeitet mit Bildern, die Heimat zeigen: Ein neuer

Mercedes steht auf einer blühenden Wiese und der Zigaretten rauchende Cowboy reitet durch die schönsten Landschaften. Landschaften werden benutzt, Heimatgefühle werden hervorgerufen und Wohlbefinden erzeugt, um Produkte an die Frau oder den Mann zu bringen, bei denen man sich fragt, ob man sie unbedingt braucht. Wir müssen uns heute dagegen wehren, dass der Heimatbegriff – modernisiert, demokratiefähig – benutzt wird als Mittel im Kampf gegen die Globalisierung. Dem Heimatbegriff wäre damit schlecht gedient. Blickt man etwa auf die Wende zum 20. Jahrhundert zurück, dann war klar, dass es denen, die sich damals mit dem Heimatbegriff beschäftigt und Naturschutz betrieben haben, nicht um eine reaktionäre, zivilisationskritische Verteidigung des Alten ging. Immer war eine maßvolle Gestaltung des Neuen das Ziel, weil man sich dessen bewusst war, dass man in einer Fortschrittsgesellschaft lebte.

Jetzt stellt sich natürlich die Frage, was unter „maßvoll“ zu verstehen ist, und da werde ich Ihnen zeigen, dass bei einigem, was passiert, das Maß voll ist, wenn man Ernst machen will mit dem Sichwohl-Fühlen in der Heimat. Dabei geht es um landschaftliche Eigenart, um regionale Traditionen. Lange Zeit hat man versucht, maßvoll zu gestalten; in der Architektur war das auch durchaus möglich, Natur und Landschaft haben durch die Gestaltung sogar teilweise einen neuen Charakter erhalten.

Das Problem bei der Globalisierung ist, dass man das Gefühl der Ohnmacht hat, ohne eine Chance mitzugestalten. So kommt es zur Polarisation: Hier die Globalisierung, auf die man keinen Einfluss nehmen kann, und dort die Heimat, wo man noch etwas zu gestalten vermag und auch noch etwas tun will. Ich denke, es ist wichtig, dass man das auch im Bezug auf die Technik sieht, denn dort kommt es bekanntlich zu den spektakulärsten Entwicklungen.

Gerade im Bereich der Technik gestalten wir viel, wir sind erfolgreich, wir sind Exportweltmeister. Was heißt das? Es heißt, dass wir ganz maßgeblich beteiligt sind an der Verdreieinhalbfachung des Welthandels. Aber das bedeutet auch, dass wir ganz wesentlich mitverantwortlich sind für die Verdoppelung der Frachttonnenkilometer oder der Passagierzahlen. Und das wiederum bringt uns wirtschaftlichen Fortschritt und ein wachsendes Bruttosozialprodukt. Andererseits muss ich aber auch fragen, was das für meine Heimat bedeutet. So realisiert man auf einmal, dass immer häufiger lokal auftretende Probleme nicht nur schwer wiegende lokale und regionale, sondern auch globale Folgen haben.

Die Natur ist dieser Entwicklung gegenüber genauso machtlos. Die CO₂-Emissionen – so schön das mit dem Handel von Zertifikaten auch sein mag – scheinen nicht weniger zu werden. Es lässt sich ja

fröhlich damit handeln – was die erfreut, deren Umsätze steigen –, aber wird es dadurch wirklich besser? Leiten wir damit wirklich eine Trendwende ein? Ich denke, wir müssen uns darauf gefasst machen, dass der Weltenergiebedarf bis 2030 um 59 Prozent steigt. Vor allem aber müssen wir nach konkreten Alternativen suchen, die ganz anders wirken, als was man bisher versucht hat.

Wir müssen uns jeden Tag fragen, was wir da eigentlich tun. Schon morgens sind wir Gäste der ganzen Welt. Was wir auf dem Frühstückstisch finden, kommt häufig aus den verschiedensten Ländern. Auch dabei müssen wir uns fragen: Können wir hier etwas tun? Ich denke, wir können und sollten etwas tun. Wir tragen mit unserem Kaufverhalten gesellschaftliche Verantwortung.

Die Völkergemeinschaft hat sich 1992 nach langer Diskussion endlich entschieden, ein Abkommen für das Klima zu schließen, das Kyoto-Protokoll. Im Rahmen des Prozesses der Agenda 21 aber gibt es auch eine Konvention über die biologische Vielfalt, die aus unserer Sicht ganz besonders wichtig ist; denn man hat erkannt, dass es die biologische Vielfalt unbedingt zu erhalten gilt, weil sie Chancen sowohl für eine nachhaltige Nutzung der Naturgüter als auch für einen gerechten Vorteilsausgleich bei der ökologischen Inwertsetzung der natürlichen Ressourcen bietet. Diese Übereinkunft war damals hauptsächlich als Ausgleich für die genetischen Ressourcen des Südens gedacht, die der Norden nutzte – ohne dafür je an den Süden zu zahlen.

Dieses Abkommen wurde von fast allen Ländern der Welt unterzeichnet, von einigen wenigen jedoch nicht ratifiziert – darunter auch eine Weltmacht. Sie dürfen raten, welche.

Es ist wichtig, dass die drei Säulen dieser Konvention „Schutz der biologischen Vielfalt“, „Nachhaltige Nutzung der biologischen Vielfalt“ und „Gerechter Ausgleich der aus der nachhaltigen Nutzung gewonnenen Vorteile“ als Ziele gleichrangig nebeneinander stehen. Damit werden die, welche die Natur schützen wollen, aufgefordert zu akzeptieren, dass es nachhaltige Nutzung geben muss. Zugleich aber werden auch die, welche die Natur nutzen, zu einem gerechten Vorteilsausgleich zwischen den Menschen aufgefordert. Allerdings ist diese Konvention nur ein zahloser Tiger, denn es gibt keine Sanktionen. Wer dagegen verstößt, dem passiert nichts. Daher hat man dann im Jahr 2002 in Johannesburg gesagt, dass man wenigstens festlegen müsse, was man in Zukunft tun wolle, woraus die glorreiche Formulierung resultierte: Wir werden den Verlust der biologischen Vielfalt signifikant reduzieren. Der Verlust aber ist immer noch akzeptiert.

Die europäischen Umweltminister waren da etwas forscher, indem sie nach einem Ende des Verlustes von Biodiversität bis 2010 riefen. Im Moment warte ich aber noch auf die politischen Maßnahmen und Strategien, mit denen das wirklich erreicht werden soll. Schließlich haben wir schon 2006. Eigentlich müsste etwas geschehen, wenn man damit Ernst machen will, denn es geht um eine Wertediskussion, und vor der dürfen wir uns nicht drücken. Es geht also nicht nur um Artenzahlen oder darum, wie viele Biotoptypen oder Schutzgebiete es gibt. Schon Aristoteles hat gesagt: „Die Natur ist beständig, Reichtum nicht“.

Jetzt kommt ein Zitat eines fast noch wichtigeren Mannes, und der sitzt hier neben mir. Klaus Töpfer sagt nämlich: „Ökologische Zerstörung ist ökonomischer Selbstmord.“ Was wir hier treiben, ist nichts anderes, als was Bert Brecht um 1935 so schön in seinem Gedicht beschrieben hat:

„Sie sägten die Äste ab, auf denen sie saßen/und schrieen sich zu ihre Erfahrungen/Wie man schneller sägen konnte und fuhren/Mit Krachen in die Tiefe, und die ihnen zusahen/Schüttelten die Köpfe beim Sägen und sägten weiter.“

So scheint das noch immer zu sein.

Die Frage ist also, was wir tun können, denn der Klimawandel hat dramatische Konsequenzen für die Biodiversität. Veränderungen oder gar Zerstörung von Lebensräumen haben auch Folgen für unsere Heimat: Die Jahreszeiten verschieben sich, was schon beweisbar ist, und selbst das Zugverhalten der Vögel wandelt sich. Wir müssen uns also wirklich um unser Ökosystem Sorgen machen.

Ein weiteres Thema, das ich noch ansprechen möchte, weil es im Moment auch für mich politisch hochbrisant ist und vielleicht noch wichtiger wird als die Energieversorgung, ist das Wasserproblem. In weiten Teilen der Welt gehen die Niederschläge infolge der Klimaveränderungen nämlich stark zurück, fast nirgends gibt es eine Zunahme. Das ist eine Bedrohung. Die Frage ist, ob wir schnell genug handeln, denn bei aller Pufferfähigkeit biologischer Systeme treten die sichtbaren Veränderungen oft schlagartig auf. Eine Folge des Klimawandels ist, wie Sie alle wissen, die Zunahme der Extremwetterereignisse. Ich habe einmal eine Übersicht über die Intensität, die Häufigkeit und die Kosten solcher Ereignisse am Beispiel Hochwasser für die Zeit von 1950 bis heute herausgesucht.

Die Versicherungsbranche sagt ja schon lange, dass auf der ganzen Welt nicht genug Geld da ist, um die Schäden zu bezahlen, wenn es so weitergeht. Die Hochwasser treten immer häufiger auf und ihre

Intensität nimmt rapide zu. Der Naturschutz hat darauf durchaus eine Antwort, und zwar eine technische. So versuchen wir jetzt, an der Elbe und anderswo durch kostengünstige und langfristig wirksame Maßnahmen wie die Zurücknahme von Deichen den Flüssen wieder Raum zu geben und damit letztlich auch Heimat zu erhalten.

Es ist für mich unverständlich, dass es nach all dem, was man über Hochwasser weiß, noch immer Bundesländer gibt, die zulassen, in hochwassergefährdeten Gebieten neues Bauland auszuweisen. Das ist mir völlig unverständlich, ebenso wie das Verhalten eines Bundeslandes in unserem föderalen Staat, dem es egal ist, wenn ein anderes Bundesland die Folgen seines Handelns zu tragen hat. Aber auch das kennen wir leider, dass der Bund die Kompetenz bekommt, Gesetze für den Natur- und Umweltschutz zu erlassen und dann die Länder davon abweichen können. Damit besteht die Gefahr, dass wir am Ende 16 verschiedene Gesetze haben werden und ein Wettbewerb um die geringsten Naturschutzstandards stattfindet. Damit machen wir uns zur größten Lachnummer in Europa. Genau das droht uns im Moment. Und das nennen wir dann auch noch eine gute Kompromisslösung.

Ganz wichtig ist noch ein Punkt, bei dem ich einmal die Naturschützer ein wenig unter Beschuss nehmen muss. Ich habe eingangs von Wellenbewegungen gesprochen, und eine dieser Wellenlinien war genau das, was wir hier diskutieren: die emotionale Bindung, das Sich-wohl-Fühlen, der kulturelle Aspekt.

Genau das aber wurde im Nachkriegsdeutschland plötzlich systematisch unterdrückt. Der Naturschutz wurde rein naturwissenschaftlich. Es ging auf einmal nur noch um Objektivität und unantastbare Daten und Fakten. Folglich gab es nichts mehr zu diskutieren, die Naturschützer waren politisch nicht mehr angreifbar, weil ja alles wissenschaftlich stimmte, was sie sagten. Damit aber war man in eine Sackgasse geraten, in jene sektorale Auffassung einzelner naturwissenschaftlicher Disziplinen, wie wir sie leider heute vermehrt antreffen, in der ganzheitliche Betrachtungen außer Acht gelassen werden. Interdisziplinarität wird zwar groß geschrieben, aber es kümmert sich keiner darum. Schauen Sie sich nur einmal an, wie es bei der Forschungsförderung in der Praxis läuft. Durch diese sektorale Beschränkung hatte man geglaubt, das Ansehen des Naturschutzes retten zu können, aber es war der falsche Ansatz.

Im Übrigen gibt es diese statische Objektivität streng genommen gar nicht, da lügen sich die Wissenschaftler in die eigene Tasche. Sie sagen: Wir produzieren Daten, die mit uns persönlich überhaupt nichts zu tun haben. Dabei ist doch die Entscheidung, sich überhaupt mit einem bestimmten

Thema zu beschäftigen, ebenso mit der Person dessen verbunden, der forscht, wie damit, wie er es tut und wie er die Daten interpretiert. Wenn man das nur endlich zugäbe und sagen würde, jawohl, wir haben keine statische, sondern eine dynamische Objektivität, die sehr wohl mit dem Forschenden selber zu tun hat. Dann könnte man miteinander reden, so aber kann man es teilweise nicht. Immerhin wird versucht, mit dem Ansatz der Transdisziplinarität diesem Umstand Rechnung zu tragen.

Wir haben die Bevölkerung nach ihren Gründen für Naturschutz fragen lassen. Das Ergebnis ist erstaunlich: Eine große Mehrheit will, dass die natürlichen Ressourcen auch noch den nächsten Generationen so zur Verfügung stehen wie uns, und zweitens wollen sich die meisten dort wohl fühlen, wo sie leben. Ökologische Zahlen und Fakten stehen für sie dabei nicht im Vordergrund. Die Naturschützer, die wir befragt haben, hingegen sagen, sie bräuchten mehr Daten, denn dann hätten sie die Rechtfertigung dafür, auf der Basis dieser Daten allen zu sagen, was sie zu tun haben. Begriffe wie Heimat und nachhaltige Nutzung spielen bei den Naturschützern nur eine untergeordnete Rolle.

Fest steht jedenfalls, dass wir Naturschützer völlig anders vorgehen müssen, wenn wir für unser Anliegen Unterstützung gewinnen wollen. Professor Töpfer hat heute Vormittag von Identität gesprochen – ich meine, wir müssen von Authentizität sprechen. Aber was bedeutet das? Nun, als ich mein Amt übernahm, war immer von „Biotop ersteinrichtenden Maßnahmen“ die Rede, heute heißt ein wichtiges Schlagwort „Biotopverbund“. Mit einer solchen Terminologie gewinnen Sie keine Freunde. Heimat aber braucht Freunde.

Nehmen Sie als Beispiel den ehemaligen Grenzstreifen zwischen der Bundesrepublik und der DDR. Es hilft in der öffentlichen Wahrnehmung nicht viel, ständig zu betonen, das sei ein Biotopverbund. Sagen wir besser, es sei wie eine 1.400 Kilometer lange Perlenschnur, und jede einzelne dieser Perlen lohne sich zu pflegen, zu polieren und zu präsentieren. Damit besteht eventuell sogar die Möglichkeit, dort mit Tourismus Arbeitsplätze zu schaffen, weil Menschen kommen, um sich diese „Perlen“ anzusehen.

Die Idee ist so gut, dass sie in ganz Europa Anklang gefunden hat. Norweger, Russen, Esten, Finnen und selbst der Balkan machen mit. Wie gesagt: Naturschutz, Natur und Heimat verbinden und stiften sogar Frieden. Es ist schon erstaunlich, wie die Menschen miteinander ins Gespräch kommen, wenn es darum geht, etwas, was es ihnen wert ist, zu erhalten – und wie stolz sie es präsentieren.

Wenn ich möchte, dass Menschen etwas schützen, dann müssen sie es auch nutzen dürfen: Nur wem's nützt, der schützt. So funktioniert es tatsächlich. „Biosphärenreservat“ ist wirklich kein

glücklicher Begriff, doch geht es dabei um die drei Ziele, die ich bereits genannt habe: Schutz auf bestimmten Flächen, nachhaltige Nutzung und alle sollen etwas davon haben, die Natur wie der Mensch. Die Rhön ist dafür ein sehr schönes Beispiel – und zugleich eine friedensstiftende Maßnahme, gemeinsam ergriffen von den drei Bundesländern Bayern, Hessen und Thüringen. Immer wieder bringe ich ausländische Gäste wie Chinesen, Kasachen oder Mongolen in die Rhön und sage: Wenn die das können, dann könnt ihr das auch. Das Rhönschaf, das schon fast ausgestorben war, lebt jetzt dort wieder in ausreichender Zahl und gehört ebenso zum Heimatbild wie das Biosphärenrind oder die direkt vermarkteten typischen Produkte der Region.

So schaffen Land- und Forstwirtschaft, Fischerei, Naturschutz, Handwerk, Gewerbe, Tourismus und Gastronomie zusammen Arbeitsplätze in einer Heimat, wo sich nie Industrie ansiedeln würde. Das bietet den Menschen eine Möglichkeit, dort zu leben, wo sie leben wollen. So etwas schafft Naturschutz. Als Maßnahme zur Förderung regionaler Entwicklung ist das durchaus realistisch.

Der Naturpark Altmühltal beispielsweise hatte 2004 einen Nettoumsatz von 20,7 Millionen Euro, das finanziert immerhin 483 Arbeitsplätze. Weitere Beispiele sind die Nationalparks Bayerischer Wald und Berchtesgaden, wo 4.540 bzw. 206 zusätzliche Arbeitsplätze entstanden sind. Dergleichen kann sich sehen lassen und darauf kann man stolz sein.

Herr Kollege Köpke von der Universität Bonn hat einmal im Allgäu verschiedene intensiv, extensiv und ökologisch bewirtschaftete Betriebe im Hinblick auf ihr Potenzial für eine nachhaltige Nutzung untersucht. Für uns waren diese wissenschaftlichen Untersuchungen wichtig, weil wir wissen wollten, welche Nutzungsformen man braucht, um die heimatliche Landschaft zu erhalten. Dabei kam heraus, dass eine geplante Biodiversität genau das ist, was solche Betriebe brauchen. Das führt in vielen Punkten zu dem, was man nachhaltige Nutzung nennen könnte. Hinzu kommt, dass es in diesen Betrieben mehr Arbeitsplätze gibt. Gerade für Gebiete, denen Entvölkerung droht, ist dies wichtig, denn besonders dort brauchen wir Menschen, die die Landschaft erhalten. Andernfalls geht auch ein Stück Heimat verloren.

Deshalb kann ich sagen: Heimat lohnt sich – aber nicht durch Ignorierung der emotionalen Ebene, sondern durch ihre Betonung und Anerkennung. Und da bleibt für Naturschützer und andere auch künftig noch viel zu tun. Lassen Sie mich als Fazit meines Vortrages also sagen: Globalisierung braucht regionale Wurzeln, Globalisierung braucht ein menschliches Gesicht – und dann hat Heimat auch eine Chance.